



Illyrisches Blatt.

Dinstag den 13. Jänner.

Der Karabiner.

Vaterländische Erzählung

von Dr. Rudolph Puff.

(Beschluss.)

III.

„Krampfhaft zuckten meine Glieder und so matt ich mich fühlte, war doch mein erster Griff nach dem Schwerte. „Laßt, Freund, die rasche Sorgfalt für ein Geschäft, das mich eben zu euch führt,“ sprach mit ruhigem Lächeln der Spanier, „ich suche euch durch halb Ungarn, um euch eine Genugthuung zu geben, die ich in Tournay durch den strengen Befehl des Marschalls schuldig bleiben mußte; so unendlich leid es mir thut, daß man mich schmählich bei euch verleumdete, während nichts als Katharina's weiblicher Unbestand, die Gefallen fand an meinem langen castilischen Stammbaume, Gelegenheit zu eurer üblen Meinung von mir gab. Reicht mir die Hand, Waffenbruder, vergebt mir, wie ich euch von Herzen euren Verdacht vergebe. So sicher ich mich von Katharinen geliebt wußte, so konnte und wollte ich doch keinen Augenblick nach eurer Entfernung in Tournay bleiben, mir that es zu weh, mich vom weiblichen Leichtsinne einem Würdigeren vorgezogen zu wissen — dessen schönste Hoffnungen so arg zerrüttet wurden.“

Zuniga's glatte Worte verfehlten nicht die berechnete Wirkung. Das jugendliche Gemüth, wie es rasch aufwallt im feindlichen Ungestüme, vergibt ebenso rasch dem reuigen Feinde, und mit inniger Wärme umschlang ich den Verräther. „So bitter die Arznei ist,“ fuhr er mit verstelltem Trübsinne fort, „so nothwendig achte ich sie für eure vollständige Genesung. Ihr wähnt euch geliebt von Lilla — und ich will euch keinen Zweifel machen, aber nehmt meine Warnung als Probe der wärmsten Freundschaft, als Beweis der höchsten Aufrichtigkeit, die sich nicht scheut, um Gutes zu stiften, selbst die kaum erworbene Freundschaft auf das Spiel zu setzen. Lilla liebte vor eurer Ankunft den Leibdiener ihres Vaters, den man, um Aergerniß zu vermeiden, nach Dedenburg entfernt hat.“

„Teufel, du lügst!“ kreischte ich mit brechender Stimme.

„Ruhig, Freund!“ fiel mir Zuniga in's Wort, „mißtraut ihr meiner Warnung, so fragt Misko, den Haushofmeister, habt ihr aber noch Zweifel in mein Wort

zu setzen, so wißt ihr, daß ich mit meiner Reiterabtheilung hier im Dorfe liege, und euch zu Diensten stehe.“ Kaum hatte mein böser Geist sich entfernt, so beschied ich Misko zu mir. Anfangs wollte er von nichts wissen, nahm jede zweideutige Rede, jeden Verdacht gegen Lilla als des Hauses und seine eigene Beleidigung auf, als ich aber mit blanker Klinge ihm drohte, wurde er geschmeidiger und als ich diese mit blanken Goldstücken vertauschte, tischte er mir die bündigste und klarste Erzählung von einem Verhältnisse Lilla's mit Imri, dem Leibdiener des alten Grafen auf, eine Erzählung, die deutlich genug war, um den glühendsten Freier aus allen seinen Himmeln zu werfen. Augenblicklich verließ ich das Schloß, meldete mich gesund, um noch vor Lilla's Rückkehr die verhasste Stätte zu meiden und erhielt den Trost, in drei Tagen nach Kanischa abgehen zu dürfen. Da kam der Graf mit seiner Tochter zurück, in ihrer Gesellschaft warst du, braver Galeazzo, an deinem Herzen schüttete ich meinen Kummer aus, du entlarvest den elenden Zuniga, du zeigtest mir Lilla als eine gekränkte Heilige, du trugst meine Ladung zum Kampfe dem Spanier zu, du wartetest den langen Abend auf ihn — bis ein Bote erschien, der uns die Meldung brachte, er sey in Aufträgen des Generals nach Wien abgegangen. Du übernahmst meine Entschuldigung bei der schönen Lilla — brachtest mir aber leider die trostlose Antwort der stolzen Magyarinn, daß sie für einen so wandelbaren Bräutigam nur Mitleid und Verachtung nähre. Die Wetter des Krieges führten mich weiter, der nahe italienische Feldzug brachte mich nach Laibach, die Winterruhe und mein Streben, mich überall gehörig umzusehen, führten mich von meinem kleinen Besitzthum zu Thurn nach Neuköfel. Wie ich dort aufgenommen wurde, wie ich Marien kennen und lieben lernte, wie Zuniga vermuthlich mit erschlichenen Empfehlungen von Marien's Onkel, dem kaiserlichen Stadthauptmann von Triest, Nikola's Grafen von Petazzi, als eine Person von Wichtigkeit dort Gastfreund ist, wie wir beide dem edlen Freiherrn Rosssetti das Wort gaben, innerhalb seines Burgfriedens nie unsern Streit auszufechten, habe ich bereits schon zur Genüge einmal erzählt und so rechne ich denn auf euren Beistand für ein ander Mal, die vorgerückte Nacht mahnt mich, daß es Zeit sey, um den Verdacht der freiherrlichen Familie und Marien's Angst zu vermeiden, nach Neuköfel heimzukehren.“

Nach manchem herzlichen Händedrucke und manchem froh geleerten Becher schwangen sich die Reiter in den Sattel.

Zellenovic und Galeazzo trakteten dem Gebirge, Ludwig Neukoffel zu. Plötzlich lenkte aber ersterer um: „Ludwig, Bruder Bottoni!“ rief er, „nimm meinen Karabiner, die Nacht ist finster, man kann nicht wissen, was sich begibt. Du weißt, ich würde leichter eine Geliebte mit einem Kameraden theilen, als eine Waffe — nimm den Karabiner, ich habe oft Ahnungen eigener Art, für die ich nicht kann, denen aber gut ist, zu folgen.“ —

Trotz der Weigerung Bottoni's hing ihm der gutmüthige Hauptmann den Karabiner am Riemen über die Brust, warf ihm einen lustigen Gruß nach und verschwand im nächtlichen Nebel. Bottoni trachtete indeß wohlgenuth den gutbekannten Weg nach Neukoffel, pfliff sich ein Liedchen, lächelte unwillkürlich, daß sein spanischer Gegner so leicht und schnell das Feld geräumt, baute goldne Schloffer aus Hoffnungsgrün und Liebesroth, und bemerkte erst aus dem Mäuschen der in bodenloser Tiefe zum Abgrunde von St. Cantian eilenden Refa, daß ein wenig Vorsicht doch an ihrem Plage sey.

Links von Neukoffel hängen zum Flusse hinab groteske, phantastische Felsenklippen, schaurig den Abgrund überdeckend, während rechts eine kleine, aber mit Felsklößen besäete Fläche sich ausdehnt. Eben zog sich der Pfad an der steilsten Wendung empor, schon schimmerte in einem Erker das Licht des Thors, als plötzlich Ludwig's Roß zurückbäumte, den Dampf aus den Nüstern blies und, weder Schenkel noch Spornen gehorchend, in wildem Schreck überzustürzen drohte.

Bottoni glaubte im Nebel eine Gestalt zu bemerken, die fast den Weg verstellte und der Gegenstand des Entsetzens für das sonst so lenksame Pferd war. — „Daß dich Gottes Wetter verjage, abscheuliches Trugbild!“ rief er, faßte den Karabiner, ein Druck — ein dumpfes Nachzucken folgte dem vom gellenden Echo betäubend wiederholten Donner; aber zugleich schlug der treue Nappe über; Bottoni schwindelte: „San' Antonio!“ rief er unwillkürlich und krachend und kollernd stürzten Roß und Reiter in die Tiefe. Als kurz darauf die Schloßbewohner, durch den Schuß erschreckt, mit Jackeln herunter eilten, fielen ihnen zuerst der blutige Hut und Mantel des Spaniers in die Augen, aus der grabesfinstern Tiefe aber traf schmerzlicher Jammer ihr Ohr. Ein Paar beherzte Knechte ließen sich an Stricken hinab, und verhilft ihr Staunen, ihr Entsetzen! — über dem tiefsten Abgrunde hing an einem spitzen Felsen mit dem Karabinerriemen, nur leicht verwundet, Ludwig Bottoni. Vorsichtig brachten sie den wunderbar Geretteten in das Schloß, wo sein letztes Abenteuer bald die Hand der lebenswürdigen Freilin Maria von Rosetti lohnte. Aber von des Ritters Pferde, so wie von dem verrätherischen Zuni ga fand sich nie mehr eine Spur. Noch zeigt man dem Wanderer die schaurige Tiefe zu Neukoffel und erzählt ihm die wunderbare Rettung durch den Karabiner des Freundes.

Das Schauspielhaus zu Görz.

Von H. C.

Unsere freundliche Nachbarstadt Görz hat ein Schauspielhaus, wie nicht jede andere Stadt, und wie gewiß keine deutsche Kreisstadt von 5000 Einwohnern, welche die Stadt Görz gezählt haben mag, als sie ihr heutiges Theater erhielt. Es ist ganz aus Stein und Ziegeln erbaut, vier Stockwerke hoch, zählt 99 geräumige Logen, aus denen je zu 4 bis 6 Personen auf die Bühne sehen können; ferner dritthalbhundert Parterresitze, und es faßt im Parterre bei 600 Personen. Dasselbe wurde auf der Brandstätte eines kleinen Theaters, welches 1779 die Flammen verzehrten, im Jahre 1782, wie im Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1785 zu lesen, von einem Herrn v. Vandeu mit einem Kostenaufwande von 22000 fl. vom Grunde auf erbaut. Die Besitzer der Logen in dem abgebrannten Theater concurrirten zu dem neuen Baue mit Beiträgen von 500 fl., 450 fl. und 400 fl., je nach dem Range der Logen, wodurch v. Vandeu die Summe von 22000 fl. zusammen brachte; die übrigen Logen, welche Vandeu in dem neuen Theater, gegenüber der Anzahl der Logen in dem abgebrannten Theater, mehr erbaute, verkaufte er für eigene Rechnung, und zwar im Erdgeschoße zu 500 fl., im ersten Range mit 450 fl., im zweiten Range mit 360 fl. und im dritten Range zu 300 fl. und übergab sodann das Schauspielhaus sämmtlichen Logenbesitzern in's Eigenthum, welche aus dem Ertrage der Sperrsitze zu 6 kr. für den Abend, und aus jährlichen Beiträgen der Logenbesitzer selbst, je zu 13 fl. 30 kr. und verhältnißmäßig nach dem Range der Loge auch weniger, die Auslagen bestreiten, und aus ihrer Mitte zwei Directoren von anerkannten Fähigkeiten zur Leitung der öconomischen und scientivischen Angelegenheiten des Theaters erwählen. Aus den obengenannten Zuflüssen erhalten die jeweiligen Schauspieler oder Operisten, welche dieses Theater betreten, angemessene Remunerationen unter dem Titel „Regal“; außerdem sind sie auf das Eintrittsgeld, welches beim Schauspieler 10 kr., bei der Oper aber 20 kr. beträgt, angewiesen; die Volkseilheit füllt das Haus, die Oper ist aber dort nicht selten von solchem Gehalte und so beliebt, daß die Besucher von fern zuströmen, das sehr geräumige Schauspielhaus zu eng, und eine Loge an manchen Abenden auch mit drei Thaler bezahlt wird.

Zu dem Baue des neuen Schauspielhauses benötigte von Vandeu einen größeren Raum, als welchen die Brandstätte des alten Theaters darbot; den abgängigen Terrain mußte er sich von einem Herrn Radio de Radiis verschaffen; der sich zu dessen Hergabe um einen angemessenen Kauffchilling nur gegen dem herbeiließ, daß ihm aus seinem anstoßenden Garten ein eigener Eingang in's Schauspielhaus offen stehe, eine Loge im Theater gratis eingeräumt, und Manns- wie Frauenpersonen, was Radio de Radiis heißt, auf ewige Zeit freier Eintritt zu allen Vorstellungen in diesem Schauspielhause gestattet sey, was von Vandeu einwilligen mußte, um zum Ziele zu gelangen.

Wie entstehen Döbler's Nebelbilder?

Bei dem Umstande, als Herr Döbler, seiner eigenen Zuschrift nach, in Kürze hierorts eintreffen und seine berühmten Nebelbilder produciren wird, dürfte es nicht ohne alles Interesse seyn, unsern verehrten Lesern zu erklären, wie diese *Dissolving views* und überhaupt alle dargestellt werden, indem das Wie? noch nicht allgemein bekannt seyn mag, weshalb wir einen eben in der „*Stiria*“ erschienenen, mit „*Pauer*“ unterzeichnetem Aufsatz hierüber entlehnen und veröffentlichen.

Wir kennen fast alle die kleinen Schattenspiele, mit denen sich die Jugend unterhält. Die Vorrichtungen hierzu sind auch die für die Hervorbringung von Nebelbildern; eine *laterna magica* mit einer Lampe; dann bemalte Gläser und eine weiße, transparente Fläche, auf welcher sich die Figuren, während sie sich zwischen der Lampe und den optischen Gläsern der *laterna magica* befinden, repräsentiren.

Derselbe Fall tritt auch bei unsern beliebten Nebelbildern ein, nur mit dem Unterschiede, daß hier zwei *laternae magicæ* angewendet werden; dann, daß das Licht kein gewöhnliches Lampenlicht, sondern ein höchst intensives ist, welches dadurch hervorgebracht wird, daß Knallgas in ganz gefahrloser Anwendung, auf einem Kalkkegel entzündet, geleitet wird, wodurch dieser in ein Glühen vom heftigsten Glanze übergeht, welches Licht durch Wechsel (Regulatoren) stärker und schwächer, je nach Absicht des Experten, gemacht werden kann; ferner, daß die mit transparenter Lackfarbe gemalten Bilder an sich richtige, vollendete Gemälde mit besonderer Rücksicht auf das durchfallende Licht seyn müssen.

In der Leistung des Malers liegt die Hauptbedingung des Gelingens der Nebelbilder, daher auch ihm der größte Antheil des Beifalls gebührt.

Eine vorzügliche Eigenschaft der optischen Gläser ist, daß sie das durch sie fallende Licht möglichst gleichmäßig vertheilt auf die dargebotene Fläche werfen, auf der sich die Bilder dem Auge des Zuschauers darstellen.

Diese Fläche ist ein weißer feiner Zeug, gewöhnlich Perkal. Da aber jeder Zeug zwischen seinen Maschen größere oder kleinere Pori hat, so ist es zur Verhütung eines Durchscheinens von Licht nöthig, diese Pori zu schließen, was entweder durch Annässen oder durch Stärken des Zeuges bewirkt wird. Nähte sollen darauf nicht bemerkt werden.

Die ganze Einrichtung in Hinsicht auf Größe richtet sich nach der Größe der Bilder, in welcher man diese darzustellen beabsichtigt.

Wird nun zur Darstellung geschritten, so werden die magischen Laternen der Art schief neben einander gestellt, daß das Lichtspectrum einer jeden derselben auf eben bemerzte weiße Fläche fällt; das Gaslicht wird entzündet, die Oeffnung der einen Laterne mittels eines undurchsichtigen Deckels geschlossen, in die andere Laterne aber zwischen dem Lichte und den optischen Gläsern eines der Bilder eingesetzt,

und es wird sich nun auf der weißen Fläche repräsentiren, wie wir jetzt so schöne Muster durch Döbler vor uns haben.

Während nun das eine Bild zur Anschauung ausgestellt ist, wird ein zweites Bild in die bis jetzt geschlossene Laterne eingesetzt. Will man nun das alte Bild verschwinden und das neue erscheinen lassen, so darf man nur die Oeffnung der ersten Laterne nach und nach schließen, und jene der zweiten nach und nach öffnen, wodurch das diesen Bildern eigene nebelartige Ineinanderverfließen der beiden Bilder entsteht. Auf diese Weise wechselt die Wirkung der beiden Laternen alternirend immerfort ab. Schließt und öffnet man rasch und wie oben zugleich, so entsteht ein plötzlicher Bilderwechsel.

Wie schon gesagt hängt das Gelingen solcher Darstellungen vorzüglich von den Bildern ab; der Experte hat aber besonders darauf zu sehen, daß er das Licht im rechten Maße zur Durchsichtigkeit des Bildes und dessen Gegenstand anwende. Rückweise Lichtwechsel sollen stets vermieden werden.

Hierin besteht das Wesentliche solcher Experimente; es versteht sich, daß hiebei einzelne Nuancirungen Statt finden.

Das seltsame Zusammentreffen.

Anekdoten aus dem Künstlerleben, von Hilarius.

Um das Jahr 1781 lebte in der Weltstadt Brittaniens, in dem Häusermeere Londons, ein höchst liebenswürdiger Mann, Lord Exwellsen, ein großer Musikfreund und übrigens ein Sonderling sonder Gleichen. Seine musikalischen Soiréen hatten immer etwas Besonderes, Unerwartetes an sich.

Eines Tages, als er in seinem Pallaste die glänzendste Gesellschaft Londons versammelt hatte, bat er seine Gäste, sich gefälligst in die an seinen Concertsaal stoßenden Zimmer zu begeben. Er ließ nun alle Thüren, welche von diesen in den Saal führten, wohl verschließen, und empfahl Jedermann die möglichste Ruhe zu beobachten, was ihm um so schwerer fallen mußte, als die Gesellschaft viele Damen in sich faßte — doch man befolgte die Bitte des Lords, und Alles horchte in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden. —

Einige Zeit nach diesem Zurückzuge der Gesellschaft trat ein Mann in den Concertsaal, der sich sehr wunderte, denselben leer und fast gar nicht beleuchtet zu finden, mit den Händen auf den Rücken umherging, und glaubte, daß er zu früh gekommen sey. Nach einer Viertelstunde erschien ein zweiter Fremder in dem Saal, und schien nicht minder, als der Erste, überrascht zu seyn, keine größere Gesellschaft, als Eine Person, zu finden. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt, gingen sie schweigend in dem großen Saale auf und ab. — Der Eine, den die Sache endlich langweilte, setzte sich vor ein Piano, und fing an, zu prälabiren und zu phantasiren; dann nahmen seine Gedanken eine bestimmte, abgerundete Form an, und veranlaßten den Andern, stehen zu bleiben. — Er war eben neben einem zweiten Piano,

setzte sich sogleich vor dasselbe, griff den Gedanken, den er gehört hatte, auf, verschönerte ihn, schmückte ihn aus, und machte ihn zu dem seinigen in einer imposanten Fuge. Der erste Spieler antwortete sogleich darauf — und so bearbeiteten sie das Thema nach allen Seiten, warfen einander die kühnsten und glänzendsten Gedanken zu, als säßen sie mit vollen Händen Perlen und Diamanten der Tonkunst — so dauerte dieser glänzende, musikalische Wettstreit bei einer Stunde, bis sie sich Beide, selbst verwundert, rasch umdrehen, und ausriefen:

Der Eine: „Sie sind Clementi?“

Der Andere: „Sie sind Mozart?“

Muzio Clementi und Wolfgang Mozart kannten, liebten und bewunderten einander gegenseitig nach ihren Werken, hatten aber vorher einander nie gesehen.

Das beiderseitige herrliche Spiel und dieß seltene Zusammentreffen hatte die beiden Künstler so begeistert, daß sie einander in die Arme fielen.

In diesem Augenblicke öffneten sich die Thüren der an den Concertsaal anstoßenden Zimmer, und die beiden verwunderten Künstler sahen sich von der Elite des hohen Londoner Adels im Hause des Lord Epwellsey umringt, mit Blumen bekränzt und stürmisch applaudirt.

Fenilleton.

(Fanni Elsler.) Von dieser Tänzerin in aller Eile das Neueste. Sie ist in Rom aufgefordert worden, zum Besten einer armen Familie, einer Künstlerfamilie aus Wien, zu tanzen, deren Haupt, der Gatte und Vater, wegen lange währendem Sichteiden, seinem Berufe nicht mehr nachkommen konnte. — Das Benefice konnte nicht zu Stande kommen; der Director der Oper betrachtet sich allein als den armen Mann, der nicht Geld genug zusammen scharren kann; es gibt mehrere solche Impresari, die nie für die Dürftigen einen Geigenstrich gestatten; mit einem Worte, Fanni Elsler kam nicht in die Lage, ihr Talent zum Besten ihrer Landsleute glänzen zu lassen. Sie wußte sich jedoch zu helfen. Wenn auch nicht österreichisches Talent, so sollte doch österreichisches Gold der Armuth beispringen; sie nimmt daher aus ihrer Schatulle hundert Stück österreichische Dukaten und sendet sie den Ärmsten, ohne sonst ein Wort weiter dazu zu schreiben, als: „Eine Wienerin ihren Landsleuten!“ — Gefällt diese Neuigkeit?

(Gauere.) Zu einem der bedeutendsten Berliner Juweliere kommt ein feingekleideter Mann, um einen werthvollen Schmuck auszuwählen. Während dessen erscheint ein zweiter in Offiziersuniform, welcher sich mit dem Unwesenden auf höchst vertraute Weise begrüßt, ihn bei der Wahl unterstützt, nichts aber zu dem angeblichen Brautschmuck kostbar genug finden kann. Endlich fällt die Wahl auf einen sehr kostbaren Schmuck, da aber der Käufer für diesen nicht hinlänglich mit Geld versehen ist, hinterläßt er gegen Verabfolgung der Juwelen seine Brieftasche mit einem Fünfsigthalerschein, mit der Versicherung, den Rest des Kauffschillings dem Ladenbesitzer sogleich zu übermachen. Der Offizier bleibt und der Juwelier schämt sich, irgend ein Bedenken zu äußern. Kurz nach Entfernung des Schmuckinhabers tritt ein Gensd'arme in den Laden und erkundigt sich nach dem Käufer, da dieser im Verdachte der Falschmünzerei stehe; nimmt auch von dem bestürzten Juwelier die verpfändete Brieftasche in Empfang,

um sie der Behörde abzuliefern, und da er hört, daß der noch anwesende Offizier mit dem Fremden bekannt sey, fordert er auch diesen auf, ihm zu folgen, der sich im Anfange entschieden weigert, bis er sich dazu entschließt. Dem Ladenbesitzer wird Nachricht von der Behörde versprochen, und Offizier und Gensd'arme entfernen sich. Beide waren aber Spießgesellen des ersten Betrügers und preßten den Juwelier in Gemeinschaft mit diesem.

Theater in Raibach.

Donnerstag am 8. Jänner kam ein Mal ein Stück der als dramatische Schriftstellerin mit Recht hochgeehrten Frau Joh. Franz v. Weikenthurn zur Darstellung, ein Name, der unser Repertoire öfters hieren sollte. Es wurde das in jeder Beziehung vortreffliche und geistreiche Lustspiel: „Welche ist die Braut?“ gegeben, und gefiel ausnehmend und entschieden. Da es auch für die Darsteller eine Freude seyn mußte, ein so heiteres, wahr gezeichnetes, lebenskräftiges Bild aus dem höheren Weltleben den Zuschauern vorzuführen, so gingen sie auch mit Lust und Liebe daran, und die Kritik freut sich, auch die kleinste Schere beiseit zu legen und gestehen zu können: daß für unsere Hauptstadt diese Darstellung non plus ultra war, und allen darin beschäftigt Gewesenen verdientes Lob gebühre. Ein so rundes Zusammenwirken gewahrt man nicht immer. Mad. Lubek gab die Baronin Bentheim, die Dlle.: Posingger und Etterich, ihre Töchter Nina und Emma; war erstere als Salondame trefflich, so waren die beiden letzteren die Naivetät, Herzlichkeit und Liebesswürdigkeit selbst. Die Leistung der Dlle. Spengler (Stieftochter Marie) trug den Stempel echt künstlerischer Weihe, nebst dem waren die Herren: Posingger (Herr von Blümlein) und Köppl (Advocat Wolf) in ihren verschiedenen Charakteren ganz vorzüglich ausgezeichnet. Die übrigen Rollen von Belang waren vertheilt: Herr Zeiner (Walberg), Herr Schmidt (von Grünau), Mad. Etterich (Näthin Sommer), Dlle. Ahmann (Baronin Dürer), Dlle. Amesberger (Frau von Dorn), Dlle. Mayerhoffer (Babette). Das Spiel der Genannten war mehr oder minder hervorragend, aber durchaus brav. Der Beifall hätte reger, allgemeiner seyn können, denn er wäre ein wohlverdienter gewesen. — Samstag am 10. Jänner zum Benefice des Herrn Joseph Mayer zum ersten Male: „Sie ist verheirathet,“ romantisch-komisches Charakterbild mit Gesang in drei Acten, von Fr. Kaiser. Musik von Suppé. Es ist nicht immer der Fall, daß sogenannte Localstücke, die in Wien gefallen, auch in der Provinz ihr Glück machen, was theils auf Rechnung der Darstellung, fast mehr aber auf Rechnung der Geschmacksvorschiedenheit zu schreiben kommt, ohne daß man eben in dieser Beziehung dem Geschmack der Residenzbewohner ein Vorrrecht einräumen müßte; aber das in Rede stehende Possenstück oder „komisches Charakterbild,“ wie der Verfasser es nennt, hat bei uns einhelligen Beifall sich errungen. Es ist witzig geschrieben, sehr gewandt dialogisirt, und läßt nie und da gemüthvolle, echt poetische Färbung durchschimmern. Die Gesangs-Couplets sind besonders amüsant, ja trefflich. Die Vorstellung ging mit ziemlicher Rundung über unsere weltbedeutenden Bretter. Die beiden Komiker, Herr Moldt und Herr Mayer trugen das ihrige fleißig bei, besonders der Letztere (Lorenz Wind), als das frappanteste, hogarth'sche Bild eines sogenannten „Lumpen“ wenn wir uns diesen Ausdruck erlauben dürfen. Bei allen Couplets wurden Beide stürmisch applaudirt und gerufen; der Beneficiant spielte nämlich den Schloss-inspector Dummel. Herr Schmidt als Junker von Stollenau war ganz entsprechend, Dlle. Posingger (Gretchen) aber vorzüglich und ausnehmend brav. Noch erwähnenswerth spielten: Herr Zeiner (Jäger Robert), Dlle. Amesberger (Linden), Herr Köppl (Lohmann) und Dlle. Mayerhoffer (Kellnerin). Zum Schluß arrangirte Herr Mayer die Darstellung eines Rebus, dessen Auflösung nicht viel Kopfbrechen machte; sie hieß: „Ihre Nachsicht zu erringen, ist mein höchstes Ziel.“ — Das Haus war gefüllt. — Vorgestern Sonntag am 11. Jänner: „Bayard“ historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen, von August v. Rozebue. Das Stück, mit dem darin gleichsam wie im Magazin aufgeschauften überflüssiglichen Edelmuthe, der auf den Zuschauer erdrückend wirkt, ist bekannt, wie die Langweile in seinem Gefolge. Da neben Inconsequenzen, dann Längen und Breiten nicht ein Mal Effect seine Stärke ist, so gehört es in unserer Zeit vollkommen ad acta. Gespielt wurde entsprechend. Wir aber wollen, der Kürze wegen, nur Herrn Posingger's Leistung, als Paolo Monfrone, als einer vorzüglichsten erwähnen; die Uebrigen excellirten mehr oder minder und führten den Ritter ohne Furcht und Tadel glücklich bis unter den Baum, wo er sanft einschlief zum ewigen Leben. — Wir wollen ihn schlafen lassen.

Leopold Kordes.